



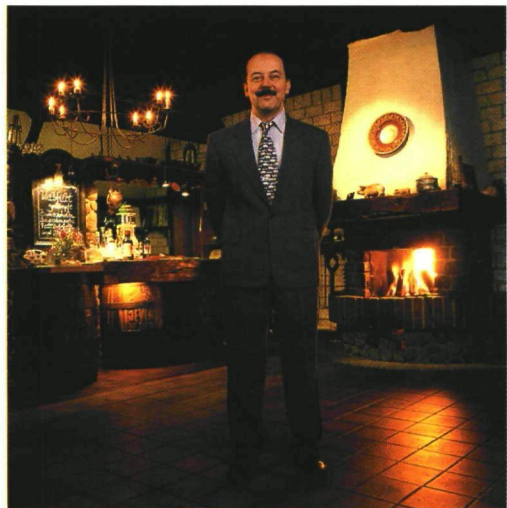
CHRISTIAN POPPES

berg-Bezwinger Benischek: Ein Österreicher schenkte den Norddeutschen einen eigenen Sechstausender

„Tal- und Jaus'nstation Hüsselhus“, Inh. E. Benischek.

Die Tour begann um 16 Uhr am 10. Juni 1993 – genau „888 Jahre nach der ersten urkundlichen Erwähnung Sauensieks“, wie sich das PR-Genie ausgerechnet hatte, und genau „888 Kilometer nördlich von Bayern“.

Die amtliche Höhenangabe für den Litberg rundete Benischek noch ein wenig nach oben ab, von 53,1 Metern über dem Meeresspiegel auf 6666 Zentimeter. So geschah es, daß ein



CHRISTIAN POPKES

Gastronom Benischek: Schwein mit Zimt

Österreicher den Norddeutschen einen eigenen Sechstausender schenkte.

Obendrein bescherte Benischek den Niedersachsen auch noch das ganze alpinistische und folkloristische Brimborium, das zu einem richtigen Berg nun mal gehört.

Auf Werbezetteln verbreitete er einen „Litberg-Andachtsjodler“ („Sehr langsam und zart“): „Tjo-tjo-i-ri, tjo-tjo-i-ri, tjo-tjo-ri, ri-di jo-e tjo-i-ri.“ Dazu verteilte er ein „Litberg-Epos“: „Groß und mächtig / Schicksalsträchtig / Über seine Gipfeln jagen / Nebelschwaden ... Litberg / Schicksalsberg / Herr der Berge / Du bist so groß / Und wir nur Zwerge.“

Das publizistische Alpenglühn über Sauensiek zeigte Wirkung. Ausflügler, darunter Busladungen von Bankangestellten, die endlich den „Zehnmarkschein-Berg“ kennenlernen wollen, folgen seither Benischeks Einladung zum „Extrembergsteigen im Elbe-Weser-Raum mit einem österreichischen Bergführer und seinem Lawinenhund“.

Nach dem Eintreffen im Basislager Hüsselhus müssen die Flachlandtiroler zunächst einmal die zwei Kilo-

meter zum Gipfel überwinden – Höhendifferenz: 2400 Zentimeter; zwischendurch geht's „auch mal schluchtartig 50 Zentimeter runter“. Oben gibt's ein „Gipfelstürmergetränk“ sowie eine feine Urkunde („Der Besitzer stand auf dem Dach Norddeutschlands“) – und stets dieselbe Frage: „Wie kommt der Litberg auf den Zehnmarkschein?“

Die Geheimnisse des blauen Zehners kennt niemand besser als Benischek. Als Autodidakt hat sich der Austrier zum Experten für das Leben jenes Mannes weitergebildet, dem die Bundesbank all die 500 Millionen Zehnmarkscheine gewidmet hat, die derzeit kursieren: Carl Friedrich Gauß, 1777 bis 1855, Astronom, Geodät und Physiker zu Göttingen, von Zeitgenossen gerühmt als der „deutsche Archimedes“ und als „Mathematicorum princeps“.

Benischek weiß alles über den Fürsten der Mathematiker, nach dem mehr als 50 Gesetze und Gleichungen, Formeln und Verfahren benannt worden sind – darunter die (auf der Schein-Vorderseite abgebildete) Gauß'sche Normalverteilungskurve, bis heute Basis aller statistischen Berechnungen.

Benischek weiß, daß das Wasserzeichen der Banknote zwar ein trefendes Bildnis des Wissenschaftlers zeigt. Das handgestochene Konterfei des würdigen Kotelettenträgers auf dem Schein aber ist die spiegelverkehrte – und damit verfälschte – Wiedergabe eines Gauß-Porträts aus dem Jahre 1887.

Benischek weiß, daß auf der Vorderseite der Note – neben dem rechten, in Wahrheit also linken Ohr des Astronomen – eine Collage historischer Göttinger Gebäude in Violett zu sehen ist, die unter UV-Licht gelbgrün fluoreszieren, darunter Gaußens Arbeitsplatz, die Sternwarte.

Und Benischek weiß natürlich auch, was die konzentrischen Kreise oben links auf der Rückseite des Scheins und die winzigen Zirkel sowie Plus- und Minuspole im Bildhintergrund symbolisieren: zum einen die bahnbrechenden Bahnberechnungen des Planetenforschers Gauß, zum anderen seine mathematischen und physikalischen Verdienste.

Gauß war gerade mal 19 Jahre alt, als er das 2000 Jahre lang ungelöste Problem bewältigte, mit Zirkel und Lineal ein regelmäßiges Siebzehneck

zu konstruieren. Und mit Experimenten an einer 1500 Meter langen Eisendrahtleitung quer durch Göttingen schuf er mit die Grundlagen für eine der größten Erfindungen der Menschheit: die elektromagnetische Telegraphie.

Ein Meßgerät, das die Rückseite der Banknote beherrscht, weist auf eine andere Pioniertat hin, die Gauß im Sommer 1821 im Auftrag des hannoverschen Königs Georg IV. in Angriff nahm: Mit einem solchen Sextanten, den er mit Spiegeln zum „Heliotropen“ ergänzte, erklimmen er und seine „Gehülfen“ unwegsame Bergkuppen und fledermausdurchflatterte Kirchtürme, um das Königreich Hannover zu vermessen.

Mit Hilfe der Heliotropen und der Spiegel-Reflexe des Sonnenlichts konnte Gauß selbst Berggipfel und Türme anpeilen, die Dutzende von Kilometern entfernt waren. Auf „unendliche Schwierigkeiten“ stieß er allerdings in der Lüneburger Heide, „wo es fast ganz an Höhen fehlt“, wie er klagte, und wo seine Helfer erst Schneisen in die Wälder schlagen mußten, um ihm den Durchblick zu ermöglichen. Im Sommer 1823 hatte Gauß schließlich in aufwendigen Dreieckspeilungen weite Teile Norddeutschlands vermessen – bis hinauf ins (damals dänische) Altona.

Krönender Abschluß sollte, in den beiden folgenden Jahren, das letzte fehlende Verbindungsstück werden: die – auf dem Zehnmarkschein skizzierte – trigonometrische Kette zwischen den Endpunkten des bereits existierenden dänischen Dreiecksnetzes (Hamburg-Hohenhorn) und dem östlichsten Schenkel der holländischen Gradmessung (Jever-Varel).

Daß der Litberg bei diesem Brückenschlag für Gauß tatsächlich „der Berg der Berge“ war, wie Gastwirt Benischek schwört, ist gar nicht mal so weit hergeholt.

Am 27. September 1824 jubilierte der Landesvermesser: „Man sieht auf dem Litberg viele Häuser von Altona“ – so wie auch der Kirchturm des Ortes Zeven vom Litberg aus zu erkennen war. Der Zevener Turm wiederum ermöglichte bei gutem Wetter, wenn nicht gerade der Rauch von Moorbränden den Himmel verdunkelte, eine Sichtverbindung nach Bremen. Bald darauf war das Netz geknüpft, das Werk vollbracht.

Den Litberg und Sauensiek sollte Gauß dennoch in schlechter Erinnerung behalten. In der Gegend sei „kein trinkbarer Wein“ zu bekommen, notierte er. Der Name Sauensiek rühre wahrscheinlich daher, daß „die Säue dort krank“ (siech) werden.

Mittlerweile, 172 Jahre nach dem Gauß-Besuch, ist der Litberg-Tourismus dank Bundesbank „aus der Gemeinde Sauensiek nicht mehr wegzudenken“. Der Hüsselhus-Wirt sieht in Carl Friedrich Gauß inzwischen „allen Ernstes einen wichtigen ökonomischen Faktor“ – schon deshalb, weil Benischek für seine Bergführungen von jedem Seilschaftsmitglied einen kleinen Obolus kassiert: einen Zehnmarkschein, natürlich.

Im vorletzten Herbst wäre ihm die Tour fast vermässelt worden. Nach dem Tod von Heinz Rühmann forderten CDU/CSU- und SPD-Abgeordnete, die Bundesbank solle die Gauß-Zehner einziehen und baldmöglichst Scheine mit dem Konterfei des

Schauspielers ausgeben. Obwohl die *Bild*-Zeitung den fertigen Entwurf einer Heinz-Rühmann-Note veröffentlichte, scheiterte der Plan der Populisten, und das Gedenken an „den größten Deutschen aller Zeiten“ (Benischek über Gauß) war weiterhin gewahrt.

Seither hat der Gauß-Verehrer etliches getan, den Ruf des Litbergs – „Norddeutschlands Antwort auf die Zugspitze“ – in alle Lande zu tragen. Manchmal können der Bergführer und sein Lawinenhund Bruno (benannt nach dem Austro-Sozialisten Bruno Kreisky) sogar österreichische Gäste auf dem Litberg begrüßen.

Bei solchen Anlässen wird droben die rot-weiß-rote Nationalflagge gehißt, und Benischek verliest stolz eine – authentische – Grußbotschaft seines Kanzlers Franz Vranitzky:

„Ich danke Ihnen für Ihren Bericht über die Entdeckung eines Sechstausenders in einer Region, die bisher eher als alpinistisch unterentwickelt

gegolten hat. Ich wünsche den tapferen Bezwingern des Litbergs, die – was ich ihrem Ehrgeiz zutraue – ohne Sauerstoffgerät unterwegs sein werden, viel Erfolg! Carl Friedrich Gauß (auch hierorts in allen Lehrplänen verankert) möge ihr kühnes Unternehmen wohlwollend aus einer anderen Welt betrachten und zu einem glücklichen Ende führen! Berg Heil!“

Auch Deutschlands Bundespräsident Roman Herzog hat es sich nicht nehmen lassen, den Tausendsassa Benischek zu würdigen – als „wahrhaften Pionier bei der Erforschung fremder Berge und Völker“. Herzog auf Büten: „Alle Achtung! Ich wußte schon immer, daß die Antwort zu Unvorstellbarem häufig nur durch Österreicher gegeben werden kann.“

Die Antwort, soviel ist sicher, muß nur laut genug gegeben werden. Sein, Schein, Schwein – das allein ist nicht genug. Auch ein bißchen Schrei'n muß sein.

NOTEN VOM MONEY MAN

Ein amerikanischer Künstler malt sich sein Geld selbst – zum Schrecken des FBI

Auf den Geldscheinen, die Stephen Boggs malt und in Umlauf bringt, prangen phantastisch anmutende Künstlerfiguren oder pompöse Staatsgebäude. Die Echtheit dieser Noten garantiert der „Schatzkanzler Boggs“. Am liebsten verfremdet der 40jährige Money Man aus Pittsburgh US-Dollar, englische Pfundnoten und D-Mark-Scheine, die er hierzulande auch schon als „Boggs-Mark“ in Zahlung gab.

Er saß zwar bereits wegen Geldfälscherei im Londoner Old Bailey auf der Anklagebank, auch in Sydney wollte man ihn deswegen belangen. Doch dank der Fürsprache hochkarätiger Kunstkennner wurde er jedesmal freigesprochen. „Ist Geld denn nicht nur ein Mittel zur Kommunikation?“ fragt Boggs unschuldig.

Seiner Ansicht nach müßte der Wert der Noten immer neu ausgehandelt werden – und genau das tut der selbsternannte „interaktive Perfor-



Boggs, Boggs-Geld: Nur Mittel zur Kommunikation?

mancekünstler“. Ob im Supermarkt oder beim Ticketkauf am Flugschalter, im Fünf-Sterne-Hotel oder im Restaurant – Boggs stellt sich als Urheber der einseitig bemalten Scheine vor und fragt, wieviel dem Empfänger diese Kunstwährung wert sei. Quittungen und Wechselgeld sollen diese Transaktionen dokumentieren. Sie werden als gerahmte Collagen verewigt, manchmal sogar auf Ausstellungen gezeigt. Boggs lebt gefährlich. FBI und Secret Service wollen den Maler als Geldfälscher zur Strecke bringen. Als der vor zwei Jahren sein „Pro-

ject Pittsburgh“ lancierte und dazu gleich eine Million Dollar druckte, beschlagnahmte das FBI alle seine Noten und Unterlagen.

Inzwischen kämpft Boggs nicht nur um die Herausgabe seiner Utensilien, sondern auch gegen Nachahmer. Etliche Fälscher kopieren Boggs-Motive und die Boggs-Signatur – denn Liebhaber zahlen für manche Originale bereits um die 6000 Mark.

Der Künstler selbst sieht sich als Vollender einer langen Tradition. Nicht erst Andy Warhol hat Geldnoten gemalt, auch Meister wie Otis Kaye und John Haberle bildeten bereits Mitte des vergangenen Jahrhunderts Dollar auf Ölgemälden ab. Schon damals war ihnen deswegen die Obrigkeit auf den Fersen.

„Die Malereien der Meister waren so realistisch“, weiß Boggs, „daß Polizisten versuchten, die Scheine von der Leinwand zu kratzen.“

Peter Münster